

Lesezirkel Gottingen
Zürich

Zweiter Abend

Arthur Schnitzler

von

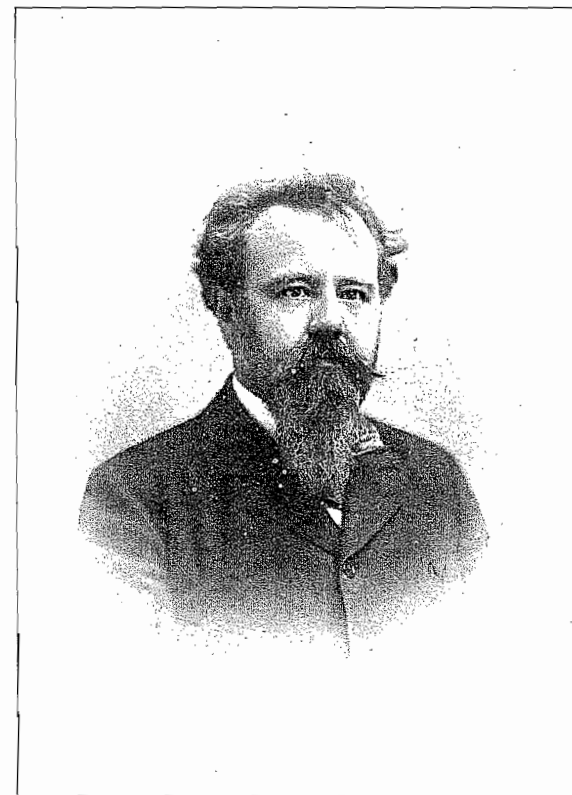
Hermann Bahr
(Wien)

Montag, den 9. November 1908
im kleinen Tonhalleaal

ÖNB



+224617605



Hermann Bahr

Eine Probe von Bahrs glänzender Porträtierungskunst ist der nachfolgende kleine Aufsatz über Goethes Mutter. Wer Bahr als Dichter kennen lernen will, der greife zu den beiden köstlichen Milieuschilderungen „Der Franzl, fünf Bilder eines guten Mannes“ (1900) und „Der Krampus“ (1901). Die erste hat den oberösterreichischen Volksdichter Franz Stelzhamer, die „Innviertler Nachtigall“, zum Gegenstand, die zweite ist ein entzückendes Idyll aus dem Wien der Wertherzeit. Beiden Stücken*) einmal auf der intimen Bühne des Pfauentheaters zu begegnen, müßte ein ganz besonderer Genuß, nicht bloß für literarische Feinschmecker sein. Der novellistischen Skizze Bahrs „Die schöne Frau“ wird man von der Vorlesung Marcell Salzers her an unserem Jung-Wien-Abend (1899) mit Vergnügen sich erinnern. Unter den neueren dramatischen Werken Bahrs seien genannt „Der Meister“ (1903), „Der arme Narr“ (1905), „Die gelbe Nachtigall“ (1908), unter den kritischen die Sammlungen „Bildung“ (1900) und „Premieren“ (1901), der „Dialog vom Tragischen“ (1903) und „Josef Rainz“ (1905).

*) Den „Franzl“ hat vor einigen Jahren Herr Spyridon Sartoris in unserem Literarischen Klub vorgelesen.

Die Mutter

(Zum hundertsten Todestage der Frau Rat)

Von Hermann Bahr

Goethe war fünfundzwanzig Jahre alt, als Fritz Jakobi von ihm schrieb: „Goethe ist ein Beseßener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln... Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung und Besserung in ihm möglich ist. Aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“ Und als Goethe achtundvierzig Jahre alt war, schrieb Schiller über ihn: „Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte reif und schwer zu fallen zu lassen.“ Immer ist es derselbe Vergleich, der sich den erstaunten, halb erschrockenen Freunden aufdrängt, immer ist es dasselbe Bild, von einem, an dem nichts menschliche Mühe oder die Anstrengung des Willens, alles das unabänderliche Walten einer tief verborgenen Kraft hat, der den Elementen mehr als uns Menschen gleicht, der außerhalb der Menschheit zu stehen scheint, näher an der Natur, mit ihr durch ein geheimnisvolles Band verknüpft, von dem die anderen sich losgerissen haben. Immer hören wir die Freunde in Angst über ihn klagen, sein Wesen habe keinen Plan. Er aber, in seinem vorstrebend heiteren Sinn, läßt sie schelten, läßt sich gehen, bald feierlich wie ein Licht, bald amüßbar wie ein Mädchen von siebzehn,

heute taciturn und wütig, morgen redselig, übermütig und neckend, recht (seufzt die Herder) einem Chamäleon gleich und längst, wie er's selbst im Scherze nennt, schon in Erfurt, wenn die Leute glauben, er wäre noch in Weimar, und immer verändert, abgeworfene Häute hinter sich, immer den verzagenden Freunden wieder entrückt, und immer doch, wie er's auch treiben und sie verwundern und verwirren mag, bei sich im Stillen fest gewiß, daß ihm gottgeführten Menschen doch alles zuletzt zu Ruß und Frommen ausschlägt und gedeihen muß, weil's eben nicht er ist, der es macht, sondern es macht ihn. Die Welt und alles Leben, eigenes und fremdes, jetziges und einstiges, nahes und fernes, Wahrheit und Wahn, Offenbarung und Geheimnis, des Menschen Art und das Wachsen der Pflanzen und die Verwandlungen der Tiere, der Steine tiefverborgen wirkenden Trieb und der Sterne ewig gleichgestellten Lauf saugt er mit seinen großen Augen ein und atmet's wieder aus, wie ein Quell, unterirdisch versammelt, plötzlich aus dem Felsen aufspringt. So steht dieser einzige Mensch ganz willenlos, ganz triebmäßig, ganz naturhaft vor uns da, und wir wissen nicht, ob es nicht eher ein ungeheures Tier ist oder ein übriggebliebener Gott. Sein Wunder lernen wir nicht aus, und je mehr es scheint, daß wir hoffen dürfen, uns ihm mit dem Verstande zu nähern, desto weiter finden wir uns unversehens wieder von ihm entfernt. Denn indem wir die höchste Kultur in ihm verehren, zu der sich jemals ein Deutscher herangebildet hat und ihr nun in Ehrfurcht nachzufolgen gewillt sind, werden wir mit Schrecken gewahr, daß kein Weg des Gedankens zu ihm führt, weil ihn erkennen so wenig ihm nahe kommen heißt, als der Astronom sich vermessen darf, selbst ein Stern zu werden, deshalb, weil er einen ausgerechnet hat. Ja, diese einzige

Naturbegebenheit, die Goethe war, auch nur zu begreifen, müssen wir immer wieder verzagen, wie doch auch er selbst mit einer hilflosen Verwunderung, mit einer nie verlöschenden Andacht vor dem Infallulablen, Inkommenjurablen seiner Existenz stand und nicht müde wurde, das unerforschliche Geheimnis seines eigenen Lebens und wie er darin, einem Nachtwandler gleich, ahnend bis ans Herz der Natur drang, immer wieder mit dankbarem Erstaunen zu betrachten. Und wir folgen ihm und lassen nicht ab, seinem Werden nachzugehen und es nach dem Woher, Wie und Warum auszufragen, von welchen dieses Phänomen eines Menschen, der ganz Natur und dem die Kunst angewachsen war wie der Apfel am Baum, wie der Strahl an der Sonne, abzuleiten und vor unseren armen Verstand zu bringen wäre. Keinem glückt es. Jeder holt einen anderen Goethe her, tausend Goethe sind's, der Goethe ist's nie. Und auf unsere Fragen alle gibt's zuletzt nur eine Antwort und nur sie klärt alles Geheimnis auf: er hat diese Mutter gehabt, die Frau Rath! Seht sie euch an, und das Wunder ist aufgetan: er hatte ja die Natur zur Mama.

Auf den ersten Blick ist ein Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, wie sich ein größerer gar nicht denken läßt. Scheint er ganz außerhalb der Menschheit zu stehen, so steht sie mitten drin, und wenn er über alle Begriffe sich von uns entfernt, so finden wir in ihr überall uns wieder, uns selbst, die allgemeine Menschenweise, freilich auf das reinste und vollkommenste dargestellt. Nichts ist in ihr, wodurch sie irgendwie von einer gesunden und vergnügten Bürgerin ihrer Zeit abstecken würde, nirgends sondert sie sich, Seltenes oder Seltsames hat sie gar nichts. Nie wundert man sich darüber, wie sie ist; eigentlich könnte man sich eher wundern, daß nicht jede so ist, und man hat auch

insgeheim das Gefühl, daß jede gern so wäre, nur trifft's keine. Nichts Besonderes, nichts Gesuchtes ist an ihr, sie hat nur das Wesen der deutschen Frau zum Vorschein gebracht, ihr ist es halt geglückt, ganz Frau zu sein. Und wenn es sie stolz machte, daß sie die Mutter Goethes war (man denke an die Begegnung mit der Stael), so scheint sie uns noch mehr, nämlich die Mutter schlechtweg zu sein. In ihr wird, was alle Mütter sind und was nur nicht jede immer erreicht, zusammengefaßt und in Vollendung ausgeführt. Sie war eine deutsche Frau und eine gute Mutter, weiter gar nichts, aber auf die höchste Art, als hätte Gott den Menschen einmal zeigen wollen und ein Beispiel davon geben, daß sie's sehen, was eine Frau und eine Mutter ist.

Eine Frau mit allem, was dazu gehört, mit dem wunderschönen Durcheinander, den sie haben. Leichtsinns und gutes Herz ist ihr Wahlspruch, sagt sie den Frankfurterinnen nach, und eine richtige Frankfurterin ist sie gewesen, leichtsinnig und gutherzig, jedem hilfreich bis zum Unverstand, und immer mit Trompeten und Pauken auf das Leben los, alle Welt traktierend, bei Bällen und Maskeraden, und immer muß Lärm und Lust um sie sein, kein Ungemach und keine Gefahr und kein Verlust kriegt sie klein, kriegt sie still. Dann aber auch so lebensstüchtig als lebenslustig, selbst die beste Magd im Haus, die erste auf, gleich nach den Kleidern und der Wäsche des Knaben nachzusehen (denn „da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefel auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort. Da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Gleis“), und so nun den ganzen Tag treppauf, treppab, überall nach dem Rechten zu sehen, in Keller und Küche,

dort nach dem berühmten Tyrannenblut, hier nach den feinsten Braten, und wieder hinauf, Spitzen zu klöppeln, nach Brabanter Art, und wieder hinab, vom Händler ein musterhaft Stück Warndörfer Tuch oder einen großen Shawl von der letzten Mode und allerhand Judenkrämchen auszuwählen, den ganzen Tag auf ruhelosen Beinen, so eine, die wie der Blitz durchs Haus herumsfährt, daß alles immer Angst hat, es schlägt einmal ein. Fromm, versteht sich, und zu rechten Zeit ein herzhaftes Gebet bei der Hand, und versäumt nie, für alles Gute, das kommt, Gott zu danken und in allem Bösen, das droht, auf Gott zu hoffen, übrigens aber jedem Menschen gern sein Himmelreich lassend, „denn in der Himmelreichs Fabrick habe noch nicht viel progressen gemacht, und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden“. Und eine Plaudertasche, die sich nicht genug fakeln und faseln kann! Und ein Schleckermaul, das von Kastanien und gedörrtem Obst nie genug kriegt! Und eine Puzgrebl, die sich kein Fährchen versagen kann! Und, mit heißem Kopf, die gierigste Leserin von spannenden und rührenden Romanen! Und die rechte Theaternärrin gar, die sich ins Schauspiel und auch wohl einmal in den Schauspieler vergafft, wie sie denn, siebenundfünfzig Jahre alt, für den genialen Phantasten Anselmann, so eine Art Bonn von damals, lichterloh brennt; und rührend ist es, als er dann nach Berlin geht und sie von allen Wünschen scheiden muß, sie klagen zu hören, daß nun ihr „Märchen im Brunnen liegt und wohl schwerlich wieder herausgezogen werden wird.“ Solchen tief ergreifenden Ton hat sie manchmal, wie ein Volkslied fliegt's von ihren Lippen auf. Aber wie sich doch das Volkslied immer gleich wieder faßt und den Mut nicht fallen läßt, geht's auch bei ihr bergauf und bergab durch aller Empfindungen Hügel und Thäler, und wenn

sie was freut, ist es so stark, daß sie gleich „deckenhoch“ springen möchte und leicht „vor Freude und Wonne wie betrunken“ wird und eine Zeit braucht, bis es sich erst „etwas zu Boden setzt und ihre Vernunft wieder zu Hause kommt“, aber wird sie dann einmal von ihrer „schwärmereischen Einbildungskraft“ in Trübsal und Bitternis gestürzt, so kann sie auch sentimental wie eine schmachtende Mamsell sein: „Vor mich ist alles vorbei — mit mir ist aus —“, seufzt sie, als Nuzelmann nach Berlin geht. Nur dauert's bei ihr nicht lang, gleich hat sie sich wieder, und dann heißt's wieder: „Ach! Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gottes seiner Welt!“ Fünfundsechzig Jahre ist die Frau bei diesem Freudenschrei. Und wie's ihre Art ist, dann oft plötzlich ein stockernstes Gesicht anzustrecken und zwei Minuten philosophisch zu sein, fügt sie noch hinzu, den Geheimrat belehrend: „Nur muß mann sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das kleine nicht verschmähen — wie viele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. Das war einmal wieder eine Bräute von Frau Mja ihrer Köcherren. Lebe wohl!“ Ja, darin war sie groß, in diesem Frauentalent, sich aufs Suchen der Freuden zu verstehen! Weil sie nämlich mit ihrer Sehnsucht nicht in die weite Welt ging, sondern sich weiblich ans Nächste hielt, aufs Nächste bedacht, ans Nächste, wo sie zugreifen kann, angeschlossen, und von allem abgewendet, wo sie nicht helfen kann. „Wegen des Krieges wachsen mir auch keine grauen Haare — das was ich neulich an Ihnen schriebe — daß, wenn es in Weimar gut mit meinen Lieben geht und steht, mich das linde und rechte Reiufer weder um Schlaf noch appetit bringt — ist noch heut dato meine Meinung.“ So schrieb

sie ihrer lieben Tochter aus dem Kriegslärm, in der größten deutschen Not. Ist's nicht jeder Frau aus dem Herzen gesprochen? Und überhaupt geschieht's einem ja, daß, wenn man ihre Briefe liest, ihre Worte hört, ihr Wesen vernimmt, jeder an die Frau denken muß, die er lieb hat. Die hätte das auch sagen können, denkt man stets; sie würde sich nur vielleicht nicht trauen. Und das ist vielleicht das Einzige, was die Mutter Goethes vor den anderen Frauen voraus hat: daß sie sich getraut hat. Wie sonst eine Frau nur ist, wenn sie sich unbelauscht glaubt oder unversehens einmal die Frauenart verrät, die doch immer verheimslicht und umgelogen und verstellt werden soll, so hat sich die Frau Rath ganz ungeniert gezeigt, mit der unbefangenen Sicherheit natürlicher Menschen, die sich nicht verbieten lassen, so zu sein, wie sie sind, und das zu tun, was es sie treibt, weil das der liebe Gott verantworten soll, der's ihnen eingegeben hat, und die nun getrost alles aussprudeln, was in ihnen ist. Wie's ihr durch den Kopf fliegt, so fängt sie's ein; wie's ihr im Herzen sitzt, so muß sie sein. Deshalb man auch gar nie dazu kommt, einmal zu fragen, ob es recht ist oder nicht anders sein sollte. Sie ist, wie sie sein muß, und zweifelt nicht und sagt zu sich Amen und Punktum. Und kann es und darf es, weil nichts an ihr je gehemmt oder umgebogen oder verstört worden ist: sie ist nicht erzogen worden, darum ist sie unverdorben geblieben. Ihr Glück war, der Schulmeister hat ihr gelehrt. Sie kann kaum recht schreiben, die Gedanken sind „schlecht gepackt, ohne Komma, ohne Punkt“. Bettina hat gesagt: „Frau Rat, sie hat eine recht garstige Hand, eine wahre Ragenpfote,“ und klagt, daß sie niemals herauskriegen kann, was sie in ihren „chaldäischen und hebräischen Buchstaben“ verzeichnet hat. Und sie selber gesteht: „Daß das Bistawiren

und gerade Schreien nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört — müßt ihr verzeihen — der Fehler lag am Schulmeister.“ Dem fehlenden Schulmeister sollte man ein Denkmal setzen, ewiger als Erz.

Bettina, die zu ihren Füßen saß, lauschend, wenn sie vom Sohn erzählte, und ihr Knie ans Herz gedrückt, hat auch das tiefste Wort über sie gesagt, worin ihr ganzes Wesen eingeschlossen ist: „Siehst du, was die alles gemerkt hat, was die die Mutterfreunden herzig und herzlichst genossen hat!“ Dies war ihr Leben: herzig und herzlichst die Mutterfreunden zu genießen. Es ist das alte heilige Bild: die Mutter mit dem Kind. Ein ganz einfaches Leben war's und das einfachste Glück. Wie alle großen Dinge ganz einfach und keinem einzelnen besonders angehörig, sondern allen Menschen zugeteilt sind, aber freilich den meisten dann wieder im Wirbel verloren gehen. Eigentlich hatte sie nur eine ungemeine Kraft, fürs ganze Leben das Gefühl festzuhalten, das jede junge Mutter mit dem Kind an der Brust entzückt. Dieses im Grunde ganz animalische Gefühl, worin die junge Mutter die Seligkeit der Umarmungen fortzusetzen und den schönsten Augenblick gleichsam zu verewigen scheint, hat sie nie mehr ausgelassen.

Wir wissen genau, wie Goethe von ihr erzogen wurde, und es hat sich ja bewährt. Er war ein wildes Kind und arger Streiche voll, und wenn er nun wieder was angestellt hatte und sich darüber freute und lachte, dann, heißt es, „kam die Mutter dazu und lachte mit“. Das war die Mutter Goethes.

Werke von Arthur Schnitzler

- „Anatol“. Szenen (1893)
- „Das Märchen“. Schauspiel (1894)
- „Sterben“. Novelle (1895)
- „Liebeleien“. Schauspiel (1895)
- „Freiwild“. Schauspiel (1896)
- „Die Frau des Weisen“. Novellen (1898)
- „Das Vermächtnis“. Schauspiel (1898)
- „Der grüne Kakadu“. „Paracelsus“. „Die Gefährtin“. Drei Einakter (1899)
- „Reigen“. Dialoge (1900)
- „Der Schleier der Beatrice“. Schauspiel (1900)
- „Leutnant Gustl“. Novelle (1901)
- „Frau Bertha Garlan“. Novelle (1901)
- „Lebendige Stunden“. Vier Einakter (1902)
- „Der einsame Weg“. Schauspiel (1903)
- „Die griechische Tänzerin“. Novellen (1904)
- „Zwischenpiel“. Komödie (1905)
- „Der Ruf des Lebens“. Schauspiel (1905)
- „Marionetten“. Drei Einakter (1906)
- „Dämmerseelen“. Novellen (1907)
- „Der Weg ins Freie“. Roman (1908)

Der III. Abend (Goethe-Lieder und Balladen, gesungen von Rudolf Gmür, großherzogl. Kammerfänger aus Weimar. Am Klavier: Volkmar Andrae) findet am 23. November statt. Vorverkauf von Karten vom 10. November an im Bureau, Gemeindefraße 4, während der Bureaustunden.